

Alpensommer

Rosegger, Peter

Leipzig, [1933]

Touristentod im Hochgebirge

Touristentod im Hochgebirge.

Vor vielen Jahren, als der erste Tourist in unsere Alpen trat, war das erste, was ihn an Straßen und Wegen begegnete — eine Unzahl Martertafeln. Das hätte ihm eine Warnung sein müssen: Nimm dich in acht, wenn du dem Hochgebirge nahebst! Es hat Gefahren, die nicht einmal der kundige und abgehärtete Eingeborene zu überwinden vermag, wie erst du, der fremde, unerfahrene, ungeübte Mensch!

Aber der Wanderer hat sich nicht zurückschrecken lassen. Zwar weniger des Sportes, des Naturgenusses wegen ist er zuerst vorgebrungen, vielmehr als Pionier der Wissenschaft. Und als solcher bedachtsam, mit großer Vorsicht und allmählich. Wer die Touristengeschichte unserer wilben, hohen Berge durchgeht, der ist erstaunt zu sehen, seit wie kurzer Zeit wir einen Großglockner, eine Jungfrau haben, oder einen Ortler. Früher blieb man ihnen in schauernder Ehrfurcht fern, und in Tausenden von Jahren hatte es kein Mensch gewagt, seinen Fuß auf ihr Haupt zu setzen. Die ersten Mutigen, die es taten — welche fast unüberwindlichen Hindernisse hatten sie zu bewältigen, welche Mühsal hatten sie auszustehen, welche Gefahren zu besiegen, um einzubringen in die unbekanntnen Wüsteneien, um emporzukommen in die mit unheimlichen Sagen um-

wobene Eiszwelt! Und verunglückt waren sie nicht. Mit zweckmäßigen Mitteln — was sie auch kosteten — mit ruhiger Ausdauer, mit strengster Vorsicht, vor allem aber mit der entsprechenden Körperkraft und Gesundheit ausgerüstet, so eroberten sie das Reich. Zum grenzenlosen Erstaunen der Eingeborenen haben diese Männer die Standarte aufgepflanzt auf den höchsten Alpengipfeln, ohne die Martertafeln auch nur um wenige zu vermehren.

Über das wurde anders. Den Besonnenen folgten die Tollkühnen. Die Überwindung größter Gefahr pflegt so zuversichtlich, ja übermütig zu machen, daß man dann oft an einer weit geringeren Gefahr zugrunde geht. Wohl wurden die Menschen vertraut mit den Beschwerden und Lücken des Hochgebirges und wurden erfinderisch, bis sie sogar glatte, senkrechte, ja überhängende Hochwände überwandten. Jeder hat Gelegenheit, manchmal Abbildungen von Touristenaufstiegen zu sehen, die ihn schauern machen, die unglaublich erscheinen. Wenn uns nun schon das kleine Bild Entsetzen einflößt, wie erst, wenn wir einen solchen Aufstieg an Ort und Stelle betrachten! Wie sie in Kaminen sich mit gestemmen Gliedern hinanzwängen, turmhoch; wie sie über senkrechten, Hunderte von Metern messenden Abgründen wie Fliegen an der Wand kleben, sich mit Händen und Füßen weitergreifen, wo wir weder Vorsprung noch Spalte zum Festhalten erblicken können; wie sie sich gleich Spinnen an dünnen Seilen hinanarbeiten, in freien Lüften hängen — unerträglich für den Zuschauer. Doch der in der Gefahr Schwebende empfindet keine Angst, er ist ganz erfüllt von der Sicherheit des Gelingens. Und in der That, das Wagnis gelingt.

An gefährlichsten Stellen geht selten jemand zugrunde, da ist die Vorsicht zu groß. Wenn aber solche Stellen öfters

passiert werden, ohne daß etwas „geschieht“, dann werden sie eben als nicht gefährlich bezeichnet; und nicht gefährliche Stellen geht man mit weniger Vorsicht an. Und der Draht trägt die Nachricht des Unglücks heim zu den verwaisten Familien.

Den Tollkühnen folgen die Nervösen. Das sind die, so mit Hast und Aufregung den Berg erstürmen wollen. Zumeist Städter, fühlen sie in sich so viel unverbrauchte Kraft zum Steigen, Klettern, Schwingen und Springen, daß ihnen ist, als gäbe es keine Not, kein unbefiegbares Hindernis. Aber es geht in Ungeschicklichkeit und Übertreibung, bald läßt die ungeübte Kraft aus, Erschöpfung ist da, Bittern und Mutlosigkeit. Und verunglücken schließlich an ungefährlichen Stellen. Die richtigsten Martertafelgründer aber sind jene eiteln Gesellen, die sich im Klub schlechterdings einen Namen machen wollen. Sie möchten einen Bergsteig, einen Schrund, einen Gipfel haben, der ihren Namen führt. So müssen sie natürlich einen bisher nicht bekannten Anstieg suchen, einen unbegangenen Hang oder Schrund traversieren, eine jungfräuliche Spitze besteigen. Oder sie wollen mit kühnen Wagestücken die Leistungen anderer übertrumpfen — haben es auf verblüffende Dravour abgesehen. Derer liegen viele in den Alpen begraben.

Dann aber die unzähligen Bergsteiger, die mit allerbestem Voratz, vorsichtig zu sein, ihr Heim verlassen, allerlei Sicherheitsmaßregeln beobachten, sich aber auf dem Wege verirren, in Nebel, in Nacht, in Unwetter geraten, nach aufgeregtem Eilen, Klettern, Suchen erschöpft liegen bleiben. Oder die sich bei kleinem Sturz, oder auch nur einem Fehltritte, verletzen, nicht weiter können, keine Hilfe zu erschreien vermögen und an Ort und Stelle erfrieren oder

verhungern. Solche Zufälligkeiten sind oft so unvermeidlich, als sie unvorausichtlich sind. Und besonders wenn einer allein geht — er mag sich die kräftigsten Vorsätze machen, gewissenhaft acht zu geben, er mag glauben, für allerlei denkbare Fälle ausgerüstet zu sein; der Weg an sich mag noch so unbedenklich daliegen: plötzlich gibt eine Scholle nach, und er rutscht, oder er macht einen schiefen Tritt und verstaucht sich den Fuß, oder es kommt von oben ein Stein geflogen, verwundet oder erschlägt ihn. Zu Zeiten des reichen Schnees, der Lawinen, lauert der Tod in allen Hängen. Wanderungen über leichtverschneite Gletscher, Kletterungen über verwittertes Gestein sind nichts anders als Länze über dem offenen Grab. Und dann, was in Gewittern die Stürme, die Wildwässer, die Blitze vermögen! Kurz, der Gefahren gibt es unzählige in allen Formen. Gehen die Wanderer in Gruppen, mit Führern, so ist es oft nur, daß anstatt einer mehrere umkommen. Die Geschichte der Touristik, so jung sie noch ist, weist schon zahlreiche Beispiele auf, wie der „weiße Tod“ seine Hand auch gegen musterhaft ausgerüstete Expeditionen ausstreckt. Der weiße Tod? Wir sahen ja eben, daß er nicht bloß auf Schnee und Gletschern, im blassen Nebel haust, daß er auch im Grauen und Grünen, in allen Farben vorkommen kann. Seit dem Roman von H. Strak „Der weiße Tod“ pflegt man aber unter dieser Bezeichnung den Touristentod im Hochgebirge zu verstehen.

Es läge nahe, hier eine Reihe drastischer Unglücksfälle, wenigstens die typischen, zu beschreiben. Aber das tun die Zeitungen mit großer Passion. Das Abstürzen über Gewände, das Einbrechen in Gletscherspalten, das Erschlagenwerden durch springende Steine, das Begrabenwerden unter Lawinen, das an einen Felsen Geschleudert-

werden beim Abrutschen oder Abfahren über Gletscher, das Erfrieren an Stellen, wo kein Weiterkommen mehr möglich ist — das sind so die gewöhnlichen Todesarten. Andere finden den Tod durch versuchsweises Überspringen von Spalten oder durch verzweifeltet Abpringen; oder es kommt bei übermäßiger Anstrengung und Anspannung der Herzschlag. Und dann die unzähligen Vermißten, die in unzugänglichen Schründen und Abgründen liegen, nimmer gefunden und bestattet werden können. Und noch eine besondere Ursache von Touristenunfällen wäre zu nennen: Jene Jäger, die im Hochgebirge Markierungen auslöschen oder gar fälschen, was auch schon geschehen ist. Wenn man, denkt sich so einer, diese Hahnenscheuchen, diese Hirschen- und Gamsenschecker schon nicht hängen kann, leider Gottes! — so sollt' man ihnen wenigstens die Wege aufheben. Ich weiß mehr als einen, der sich auf solche Weise verirrt hat und in Gefahren gekommen ist. Das man doch erst vor kurzem, daß im Tännengebirge, von gefälschten Wegmarkierungen irreführt, eine Person verunglückt ist.

Von Hochpartien ohne Führer will ich nicht ein Wort reden. Daß die allermeisten Unglücksfälle bei führerlosen Bergbesteigungen sich ereignen, liegt klar zutage. Doch „auch beim Führer ischt der Tod im Rucksack“, wie jener alte Tiroler Kempe sagte, der mich einmal übers Glockneris geführt hat.

Wie bei allem, was uns umgibt, so kann man auch in der Hochtouristik, wenigstens für Vernünftige, die Gefahren mindern, aber nie und nimmer aufheben. Ich beabsichtige mit dieser Betrachtung nicht, die Bergwanderer ängstlich zu machen, doch aber sie an immer wache Vorsicht zu mahnen. Und noch viel weniger sollen und werden sie sich durch die Schilderung der Gefahren abschrecken lassen,

diesen herrlichsten aller Sporte zu pflegen. Ja, die Touristik ist mehr als Sport, sie ist eine höchste Weihe des Daseins. Und die Sache ist so groß, daß man die Leute für Touristik mit besonderer Sorgfalt erziehen sollte. Erziehen für die Heiligkeit der Alpenwildnis, und daß man nicht in die Berge geht, um sich auszulaufen, Bravourstücke zu machen oder Ull zu treiben. Man müßte sie lehren, das zarteste wie das gewaltigste Weben der Natur zu beobachten und dieses hohe Lied von ewigen Dingen zu verstehen, wenigstens zu ahnen.

Manchmal steht der Hochtourist vor einem viele hundert Meter tiefen Abgrund, und es fällt ihm ein: Wer sich da auch nur ein paar Spannen Länge vorbeugt, der ist von allem erlöst. Er zerschellt in der Tiefe, ohne sich im geringsten weh getan zu haben. — Sollten die gute Gelegenheit sich nicht bisweilen Lebensüberdrüssige zunutze machen? Es mag schon geschehen, aber ich denke, nicht allzuhäufig. Mancher mag mit der finsternen Absicht hinaufsteigen; aber in den Herrlichkeiten des Hochgebirges herrscht ein Hauch, waltet ein Geist, der einer Selbstmordstimmung nicht günstig ist. Und diese in solchen Regionen sich steigende Lebensenergie ist es ja, die alle Touristengier, selbst vielleicht die übermütigste, fast entschuldigt, den Touristentod aber um so tragischer macht. Einen Fall indes weiß ich, daß ein überfelliger Tourist mit Gewalt zurückgehalten wurde, um nicht in den Abgrund zu springen. Die Natur hatte ihn in eine so göttliche Wollust versetzt, daß er auf der Stelle jauchzend sterben wollte. Er zürnte heftig, als man ihn daran hinderte, und rief aus, wie es denn nach solcher Himmelslust möglich sein werde, das Alltagsleben zu ertragen! — Man kann den Mann fast verstehen. Im grünen Tale angekommen, dankte er aber doch seinen Lebensrettern, die ihn

für neue Welt Schönheiten und Hochbergfreunden aufgespart hatten.

Ähnliches erzählte mir vor einiger Zeit ein Wiener. Der sei einmal sieben Stunden lang an einer „Latschen“ gehangen. Aus Verdruß über geschäftliche Mißerfolge und anderes sei er eines Tages auf die Kar gestiegen, absichtlich an gefährlichen Stellen. „Das Leben is ja so niz.“ Dann sei er über Niedgras abgerutscht, über eine Wand gestürzt und im Gezirm hängen geblieben. Unter ihm ein wenigstens neunzig Meter tiefer Abgrund. Und in diesen allerstschlechtesten Stunden seines Lebens hat er das Leben erst schätzen gelernt, viel höher als in glücklichen Zeiten. Er sei sehr froh gewesen, als aus Hirschwang Leute gekommen, die ihn mit einem langen Seil gerettet hätten.

Der plötzliche Sturz in die Tiefe ist ein Glücksfall. „Das Fallen tut nicht weh,“ sagte mir einmal ein alter Bergsteiger, „am Ausrutschen stirbt man nicht, und das Aufschlagen erlebt man nicht.“ Es herrscht der Glaube, daß schon der Luftdruck betäuben, ja töten könne. Was aber in solchen vorgeht, die schwer verletzt liegen bleiben und mit klaren Sinnen den Tod vor Augen sehen! Sind vielleicht reich an Liebe, an mächtigen Freunden, an Gütern und Ehren und müssen unerreichbar in der Wildnis wie ein Tier verenden.

Einer, der es erfahren, hat mir einmal erzählt von dem Seelenzustande in den Augenblicken, da er im Vorhofe des Todes stand. Er hatte mit seinem Führer eine Felswand durchquert. An einem Abgrund, wo ein Weiterkommen unmöglich war, kehrten sie um und kletterten mit aller Vorsicht an einem kaum fußbreiten Felsbände dahin, bis sie sahen, daß eine Lawine ihnen den Rückweg abgeschnitten hatte. Nun waren sie gefangen. Sie schritten

wieder gegen die andere Seite. Unter ihnen steilste Wand, auch über ihnen eine mehrere Meter hohe, senkrechte Platte. Na, habe der Tourist sich anfangs gedacht, jetzt heißt's gescheit sein, daß wir auf gute Art hinwegkommen. Erst einmal rasten, was essen und überlegen. Sagte der Führer — und ganz ruhig sagte er es —: „Da wird's halt nit viel zu überlegen geben. Mir scheint, wir müssen einruden.“ — Wieso? Standen wir doch auf festem Boden, war doch Steinwerk da, um sich festzuhalten, stehen dort unten auf den Almen doch die Sennhütten mit den Haltern und Jägern, steht über allem doch der liebe, warme Sonnenschein — wo soll denn da die Gefahr liegen? Der Führer hatte mit seinem Eisensteden versucht, ob das Gestein etwa morsch sei und sich ein Weg ausmeißeln ließe. Es war stahlhart. Da wurde er tiefrot im Gesicht. Mir huben an, die Beine zu zittern, aber zum Niedersitzen war kein Platz. Nur an die Wand lehnen konnte ich mich. Kalter Schweiß. Und das Augenlicht verging mir. Da dachte ich noch: Es ist gut, es ist schon soviel als vorbei. — Als ich wach wurde, war Dämmerung. Ich lehnte noch immer an der Felswand. „Stehn's nur fest!“ sagte mein Führer, der neben mir eng zusammengekauert hockte auf einer Kante, mich stützend, und mit dem Steden ein Seil heranhakte, das pendelnd von oben herabhing. „Ich hab's schon. Jetzt heißt's schauen, daß wir oben sind, eh's finster wird.“ Während ich ohnmächtig gewesen, hatte der Mann um Hilfe gerufen; auf der Felszinne waren Hirten zusammengekommen und hatten das Rettungsseil herabgelassen. Nun band mich der Führer an, und wie ein lebloses Ding wurde ich hinaufgezogen. Als auf demselben Wege endlich auch er selbst nachkam, brummte er: „Der Teufel, das wär mir bald zu dumm worden jetzt, da unten!“ Tapfer war er gewesen, nur das

Wort vom „Einruden“ sollte ein Führer nicht aussprechen.

Gingegen mag der Tourist, wenn er des Morgens hochgemut in die Wildnisse ansteigt, manchmal an solche Möglichkeiten denken.

Nicht so sehr die wildesten und gefährlichsten Berge fordern die meisten Opfer, als vielmehr solche, die in der Nähe einer großen Stadt stehen. Da läuft alles hinauf. Greis und Knabe, Mann und Weib, der Schwächling wie der Kraftproh, der Dümmling wie der Überfluge. Die meisten Großstadtleute sind ja überhaupt wie Kinder nach der Schule, wenn sie aufs Land kommen. Da fühlen sie sich uneingeschränkt, frei, werden vor lauter Freiheit übermütig und sind anderseits den Unbilden schlechter Wege, schlechter Wetter, schlechter Wirtshäuser nicht gewachsen. Da dampft des Morgens der unerfahrene Bursche von Wien ab, mit dem Vorhaben, auf den Semmering zu fahren. Unterwegs sieht er die Rag, wie sie bei wunderschönem Wetter so klar, so nahe vor ihm aufragt. Er entschließt sich rasch, und ohne alle Ausrüstung, ohne Mundvorrat geht er auf die Rag. Ober der Münchner wollte ursprünglich einen Ausflug nach Innsbruck machen, unterwegs entschließt er sich für das Kaisergebirge. Ein geringer Umstand genügt, um eine solche obendrein meist führerlose Bergpartie mißlingen, ja verhängnisvoll werden zu lassen. Wir wissen, daß für Wien die Rag, für München das Kaisergebirge zu einem berühmigten Touristenfriedhof geworden ist. Je entlegener und schwieriger ein Berg, je weniger Unglücksfälle wird er aufzuweisen haben. Natürlich, mit Erschließung neuer Hochalpengebiete durch die Eisenbahn, mit dem noch größeren Aufblühen der Touristik mehren sich auch die Unglücksfälle. Die Wege, die Schutzhäuser, die im Hoch-

gebirge gebaut werden, vermindern zwar einerseits die Gefahr, locken anderseits auch wieder um so mehr Leute herbei, wovon viele mit gutem Weg und Unterkunftshaus sich selbstverständlich nicht zufrieden geben, sondern immer nach neuen Bereichen ausgreifen in der unerschöpflichen Alpenwelt.

Die Touristenfaison des letztvergangenen Jahres 1906 hat an Unglücksfällen alle vorhergegangenen Jahre weit übertroffen. Vom Mai bis in den Herbst hinein brachte jeder und jeder Tag die Nachricht von einem, oft auch mehr toten oder mindestens schwerverletzten Touristen. Wenn schlechtes Wetter einerseits Touristen von geplanten Partien abhielt, so ist dasselbe schlechte Wetter manch Mutigem zum Verderben geworden. Mit der völligen Eröffnung aller unserer neuen Alpenbahnen, fürchte ich, wird die Zahl der Unglücksfälle noch immer zunehmen. Wimmelte es schon im vergangenen Sommer trotz des vielfach so ungünstigen Wetters im Gebirge von Menschen, was wird erst ein günstiges Jahr leisten an Hochtouren und Unglücksfällen!

Wir erinnern uns noch, wie zu Beginn der Volkstouristik ein Unglücksfall mit Entrüstung oder gar mit Spott glossiert wurde. „Die Narren! Warum steigen sie hinauf? Was haben sie denn zu suchen in den Bergen? Dumme Jungen! Bravourjäger! Verbieten sollte man die Fexerei!“ — In unserer Zeit verstummen solche Anschauungen mehr und mehr. Die Unfälle machen ihrer Häufigkeit wegen nicht mehr so großes Aufsehen, man liest sie, bedauert sie und geht an ihnen vorüber, wie an einem Unabänderlichen. Und es wird wohl auch unabänderlich sein, solange die Hochtouristik blüht und das Schicksal dem einzelnen in die Hand gegeben bleibt. Und solange unsere Städte noch immer wachsen, wird als notwendiges Gegengewicht die Wildheit der Natur, die touristische und sportliche Körper-

betätigung aufgesucht werden. Insofern die Touristik der Mode unterworfen — und zum Theile ist das gewiß der Fall — wird sie sich ändern. So kann es im Hochgebirge wieder einsamer werden. Verloren gehen wird das Höhen-
glück, das der modernen Menschheit gleichwie eine neue Religion geschenkt worden ist, wohl nimmer. Und so werden auch die Unglückssäulen, die statt der alten, frommen Martertafeln erstanden, immerfort Zeugnis geben davon, daß der erhabene Hochaltar der Natur auf Menschenopfer nicht verzichtet.
